

## Des heiligen Brandan Kapelle und Legende in Basel

Autor(en): Casimir Hermann Baer

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1939

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/3cc72332-c388-48ba-b63b-ccea93c4645e>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

# Des heiligen Brandan Kapelle und Legende in Basel.

Von C. H. Baer

Basel war immer eine fromme und gläubige Stadt; gleichwohl erwachsen aus ihrer Mitte keine Heiligen. Denn in so heiterer, lebensbejahender Landschaft, an derart dem Weltverkehr offenen Straßen konnten Askese und Glaubensverfolgungen niemals sich ausbreiten; aber auch, weil der Basler, abhold allem Lauten wie Aufdringlichen und zu sorglichem Maßhalten bereit, stets sich mühte, sein Inneres als sein Eigenstes zu verschließen.

Das römisch-gallische Christentum der ersten Jahrhunderte war still gekommen und auf der Flucht vor den Barbaren vergangen. Wir hören nichts von Basler Märtyrern aus dieser Zeit. Der hl. Bischof Pantalus, den die hl. Ursula mit ihrem Gefolge auf seiner Pfalz über dem Rhein besuchte, ist eine Gestalt später Legende; daß er die hl. Jungfrauen nach Köln begleitet und dort 451 mit ihnen zusammen den Martertod erlitten habe, geht auf Visionen der Benediktinerin Elisabeth von Schönau (gest. 1164) zurück. Die Geschichte des hl. Justinus, der, wie Beda und Sirius erzählen, im Jahre 184 als neunjähriger Knabe wegen seines Christenglaubens zu Basel im Rhein ertränkt worden sein soll, ist nur ein frommes Märchen.

Auch aus dem 7. Jahrhundert wissen Geschichte und Legende nichts von Gewalttaten oder blutigen Glaubensopfern in Basel und seiner nächsten Umgebung zu erzählen, trotzdem damals der Frankenkönig Clothachar II (613 bis 629) durch gesetzliche Maßnahmen, wie durch eine Redaktion des alamannischen Volksrechtes, die Einführung des christlichen Glaubens am Oberrhein erzwang. Aber im unfernen Jura starb der hl. German, der Abt des

Klosters Granfelden (Moutier-Grandval), noch 666 als Märtyrer am Lanzenstich eines heidnischen Verfolgers.

Im ununterbrochenen und willigen Austausch mit aller Welt öffnete Basel voll klugen Interesses die Tore von je auch dem Neuen. Seine Verkünder kamen und gingen, manche blieben, alle befruchteten Geist und Leben der Stadt. So mögen schon damals die Boten des neuen Glaubens, die fremdartigen irischen Mönche, ausgezeichnet durch keltische Heftigkeit der Empfindung, Schwärmerei und Hartnäckigkeit, mit Ehrfurcht und ahnendem Verständnis aufgenommen worden sein; sie selbst und ihre Heiligen, die nun von überallher in Basel zusammenströmten und, an Stelle einheimischer Fürsprecher im Himmel, Kirchen und Kapellen bezogen.

\*            \*            \*

Wenn in der Bittwoche, am Dienstag vor Christi Himmelfahrt, die Herren der Domkirche zusammen mit denen von St. Leonhard und St. Peter den steilen Treppenweg bei St. Martin zur Rheinbrücke hinabstiegen und von dort mit Kreuzen, Kerzen und Fahnen über St. Johann nach Hünningen hinauszogen, kamen sie singend und betend an der Kapelle des hl. Brandan vorbei, den man in Basel auch «sant Brandolf» nannte. Diese uralte Kultstätte an der Schiffflände ist 1520, als Domkaplan *Hieronymus Brilinger* in seinem «Ceremoniale des Hochstifts Basel» den Prozessionsweg aufzeichnete, durch laute Nachbarschaft des alten Heiltumzaubers bereits beraubt gewesen und bald nach der Reformation von weltlichem Getriebe völlig in Besitz genommen worden. Aber die Erinnerung ihrer Ehrwürdigkeit überdauerte ihren Bestand.

Noch 1577 zählte *Theodor Zwingers* «Methodus Apodemica, für alle, die mit Gewinn zu reisen wünschen», die Brandanskapelle zu den Kirchen der Stadt Basel, und *Christian Wurstisen* berichtet von ihr in seiner 1577 erschienenen «Epitome Historiae Basiliensis» wie in seiner «Basler Chronik» von 1580. Auch in der «Kurtzen Basler

Chronik» des *Johannes Groß* wird sie 1749 erwähnt und in der gelehrten Abhandlung «Der mehreren Stadt Ursprung und Altertum», die Professor *Joh. Jakob Spreng* 1756 verfaßte, im Zusammenhang mit Brunnen und ältestem Richthaus an mehreren Stellen behandelt. Selbst noch 1834 erinnerte sich *Heinrich Weiß* in seinem «Versuch einer kleinen und schwachen Beschreibung der Kirchen und Klöster in der Stadt und Landschaft Basel» der Kapelle, die, schon 376 genannt, älter sei als St. Andreas.

Später geriet das Kirchlein in Vergessenheit, und als um 1839 und darnach der Stadtteil zwischen Fischmarkt und Schifflande, Eisen- und Spiegelgasse eine durchgreifende Umgestaltung erfahren hatte, war nicht einmal mehr sein Standort bekannt. Erst die Forschungen des «Historischen Grundbuchs der Stadt Basel» haben nachgewiesen, daß die St. Brandanskapelle, eine seit ältester Zeit aus mehreren Gebäuden bestehende geschlossene Baugruppe, ungefähr gegenüber dem heutigen Hotel «Drei Könige», auf Allmend gestanden habe, später inmitten des ehemaligen Blumenplatzes, einer Erweiterung der Schifflande bei der Einmündung der vom Fischmarkt herkommenden Schwanengasse <sup>1</sup>.

Hier in der Niederung des Birsigbaches, zwischen den steilen Hängen des St. Martinshügels und des St. Peter-Plateaus, kreuzten sich schon vor der Römerzeit die europäischen Handels- und Reisewege von Süden nach Norden, von Westen nach Osten. Hier zog die Straße von Augst (Augusta Raurica), die auf der Freien Straße ins Tal niederstieg, über die Birsigbrücke und weiter den Blumenrain hinauf über Kembs (Cambete) und Straßburg (Argentoratum) zum Niederrhein, hier vermittelten Rheinfähren den Verkehr, der sich aus Gallien durch die burgundische Pforte wie über den Bötzing und den unteren Hauenstein aus dem schweizerischen Mittelland ergoß, nach den fernen Donauländern. Zudem war dieser Ort, wie Christian Wurstisen schreibt, «je zu einem Paß und Ueberfahr eine bequeme Gelegenheit gewesen, um daß der Rhein

allda sehr still hinfließt, sich in keine Gießeln zertheilet, darzu von wegen des Leimthals Ausgang beyderseits etwas ebne, und nicht sehr erhebt Gestad hat. Über das ist dieses Orts Gelegenheit, da sich das Gebirg oberhalb geendet, und in ein eben Land gezogen, lustig und eines gesunden Lufts . . .»

An diesem von der Natur so vielfach bevorzugten Rheinübergang, den Völker und Heerscharen, Kaufleute und Reisende benutzen mußten, wohin sie auch wollten, an dem Kelten, Römer und Alamannen, Franken und Burgunder im Wechsel der Jahrhunderte in Handel und Wandel sich anzugleichen bemüht waren, entstand früh eine volkreiche Niederlassung von allerlei Handwerkern, Zöllnern, Geleitsleuten, Schiffern und Fischern mit Lager- und Rasthäusern zu längerem oder kürzerem Aufenthalt. Und inmitten der Siedelung, einer der Urzellen der späteren Stadt Basel, stand am linken Ufer des Birsig ein Heiligtum mit Gerichtsstätte, Unterkunftshaus und Brunnen. Als irische Mönche im Auftrag der Könige Frankens die christliche Lehre, die in den Stürmen der Völkerwanderung mit aller städtischen Kultur vernichtet worden war, aufs neue und allgemein verbreiteten, werden sie den Tempel am Birsig durch eine Kapelle ersetzt haben; Gerichtsplatz, Herberge und Sod aber blieben durch die Jahrhunderte. Christian Wurstisen erzählt 1580, daß gegenüber der St. Brandolfskapelle «noch vor dreyhundert Jahren die alten Instrument vom Vogt, Schultheiß, Burgermeister und Rächten (also steht ihre Ordnung) gerichtlich ausgegangen, datiert seind»; und in der Tat hat sich eine Urkunde von 1253 erhalten, in der Ritter Rudolf Pfaffe vor der St. Brandanskapelle dem Heinrich Tanz, Burger von Basel, sein Haus, genannt «Vorbrugge», «jure proprietatis» verkauft. Auch den St. Brandolfsbrunnen erwähnt Wurstisen als ein «liebliches, gegen Aufgang springendes Brunnwasser», dessen Vortrefflichkeit Johann Jakob Spreng noch 1756 zu rühmen wußte.

Wenn Heinrich Weiß das erste Vorkommen der

St. Brandolskapelle nach heute unbekannter Quelle ins Jahr 376 verlegt, so kann diese Datierung schon darum nicht richtig sein, weil der irische Heilige im sechsten Jahrhundert lebte und erst 577 starb. Aber möglich wäre doch, daß schon im vierten Jahrhundert, als auf dem Münsterhügel aus den Ruinen des römischen Tempels eine bischöfliche Kathedrale entstand, auch die uralte heidnische Kultstätte am Birsig im Tal zur christlichen Kirche sich wandelte. Sie mag nach dem Wegzug des Bischofs in das gesichere Kaiseraugst (castrum Rauracense) in Verfall geraten und nach seiner Rückkehr im siebenten Jahrhundert von den irischen Missionaren erneuert und mit Reliquien ihres vielgefeierten nationalen Heiligen St. Brandan ausgestattet worden sein. Denn es ist erwiesen, daß die irischen Sendboten Heiltum mit sich führten, nötig zum täglichen Kult und zur Konsekration neuer Altäre. So schenkte der hl. Columba (gest. 615) der Kathedrale von Basel den Fuß eines der «Innocentes», eines der unschuldigen, in Bethlehem ermordeten Kindlein, als er, auf der Reise aus dem von ihm 585 gegründeten burgundischen Kloster Luxeuil nach der Ostschweiz, Basel durchwanderte. Möglich, daß Bischof Ragnacher, der auch aus Luxeuil stammte, damals schon wieder in Basel residierte und die Gabe in Empfang nahm; er nannte sich 618 zugleich «Bischof von Augst und von Basel»<sup>2</sup>. Columbas Schüler, der hl. Gallus (gest. 641), trug Reliquien von der Mutter Gottes sowie den hl. Desiderius und Mauritius auf der Brust in einer um den Hals gehängten Kapsel<sup>3</sup>, die jenen frühen Tragkästchen ähnlich gewesen sein mag, die sich in den Domschätzen von Chur und Sitten wie in den Sakristeien von Beromünster und Muottatal erhalten haben. Den Klerikern, die das fränkische Heer begleiteten, war das Mitnehmen von Reliquien durch Kapitularien von 742 und 803 sogar befohlen<sup>4</sup>.

Wie groß und schön die alte St. Brandanskapelle war, wissen wir nicht; nur so viel ist einigermaßen sicher, daß sie, ein ehrwürdiger Holzbau, rheinabwärts und ebenso

südlich, vom Hause «zur Blume» umbaut gewesen ist. Die vorderen, mittleren und hinteren Teile dieses von Osten nach Westen sich ausdehnenden Gebäudeblocks erscheinen noch 1417 als selbständige Liegenschaften, von denen die erstere dem Kloster Klingental, die mittlere dem Stifte St. Peter, die letztere zum Teil dem Ordenshause der Johanniter in der St. Johannvorstadt zinspflichtig war. Der *mittlere* Teil wird am frühesten urkundlich genannt: 1244/45 verlieh das Stift St. Peter das Haus «in vico Crucis dictam zem Blumen», das ihm Hugo Mönch und Heinrich Pfäffli übertragen hatten, der Judenta Bachun und ihrer Tochter Gertrud zu Erblehen. Der *hintere* Teil, wohl ein Doppelhaus, gehörte in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts Johann zem Blumen genannt Bluwelin, der 1323 das vordere Gebäude seinem Bruder Heinrich verkaufte, das andere, hinter diesem gelegene, aber zunächst noch behielt. Von diesem Hause des Johannes zur Blume zinst 1345 der Wirt (hospes) zur Blume, Schultheiß Egkli, dem Stifte St. Peter für eine Jahrzeit. Ueber den *vorderen* Teil des Baublocks sind keine Akten vorhanden; er wird die Kapelle gewesen sein.

Die uralte Dreiteilung der Gebäudegruppe, die Vorname eines Rechtsgeschäfts vor der Kapelle noch 1253, die Angabe, daß 1387 der mittlere Hausteil neben dem St. Brandolds-Brunnen lag und schließlich 1345 das Auftreten eines Wirts zur Blume, der auf dem rückwärtigen Gebäudeteil des hinteren Hauses saß, machen es wahrscheinlich, daß in ältesten Zeiten an die im vorderen, östlichen Teil gelegene Kapelle die Gerichtslaupe sich anschloß, mit einem Brunnen davor, und daran im hinteren, westlichen Teil die Herberge, vielleicht auch die Wohnung des Kaplans, der 1316 vorkommt. Denn damals mußte der Komtur der Basler Johanniter, Albert von Sax, alle Güter zurückgeben, die Johann von Köln als Kaplan von St. Brandan seinem Hause geschenkt hatte, bevor er Kaplan bei den Frauen von Klingental wurde. Später scheint St. Brandan keine eigene Kaplanei mehr gehabt zu

haben. Im «Liber Markarum» des Bistums Basel, das Bischof Friedrich zu Rhein 1441 zusammenstellen und beginnen ließ, wird die St. Brandanskapelle zwar noch zweimal genannt, aber kein Kaplan erwähnt. Sie zählte damals zu den «vagantes in civitate Basiliensi»; der Gottesdienst in ihr wird durch die Johanniter besorgt worden sein, denen das Opfer gehörte.

Als gegen Ende des 12. Jahrhunderts aus dem bischöflichen Vogtgericht der Rat sich entwickelte und Richthaus und Rathaus in *einem* Gebäude im neuen Zentrum der werdenden Stadt vereinigt wurden<sup>5</sup>, mag das bisher den Rechtsgeschäften bestimmte mittlere Haus bei St. Brandan vor 1244 in Privatbesitz übergegangen sein, die Herberge im hinteren Hause gleichzeitig, oder zusammen mit der Kaplanei erst nach 1316, sofern sie nicht von jeher verliehen und in frühen christlichen Zeiten dem Kaplan übertragen war. Rudolf Wackernagel hat allerdings die Tradition eines Richthauses auf dem Blumenplatz abgelehnt und die Einwände, die P. Ochs in seiner «Geschichte der Stadt und Landschaft Basel dagegen erhob, zu den seinen gemacht. Wie mir scheint, nicht mit Recht. Betont er doch selbst, daß die Bezeichnungen «Richthaus» und «Rathaus» bis ins 16. Jahrhundert hinein, sogar in den Schriften des Rats, nicht sinngemäß auseinandergehalten wurden; eine Verwechslung der Bezeichnungen ist daher auch für die Gerichtsstätte am Blumenplatz durchaus möglich. Sicherlich stand niemals ein Rathaus bei St. Brandan, schon deswegen nicht, weil es in jenen frühen Zeiten auch in Basel noch keinen städtischen Rat gab; daß aber ein Richthaus dort sich befand, das später, als es längst in Privatbesitz übergegangen war, irrtümlich als «altes Rathaus» bezeichnet wurde, ist wahrscheinlich und durch nichts widerlegt.

Der aus solch vielseitiger Bestimmung und mancherlei Wandlung erwachsene unregelmäßige Grundriß der Kapellen-Baugruppe erklärt die eigenartige Form des späteren, erst nach 1860 verschwundenen Blumenplatzes. Im

Südosten, wo Schwanengasse und Schiffflände zusammentrafen und die Kapelle mit dem Chörlein nach Osten, rheinaufwärts, gestanden haben wird, war er am breitesten, umschloß dann mit seiner einwärts gebogenen, nördlichen Häuserfront die Südfassaden der Kapelle und ihrer westlichen Anbauten, um sich vor dem erweiterten Ausgang der Spiegelgasse seiner geraden südlichen Platzwand auf Gassenbreite zu nähern und so den Platz rheinabwärts zu schließen.

In seiner «Methodus apodemica» von 1577 erwähnt Theodor Zwinger auf seinem Gang von der Rheinbrücke über den Blumenplatz zum Fischmarkt die St. Brandanskapelle überhaupt nicht. Dagegen nennt er an erster Stelle die beiden Gebäude, die jedem, der über die Birsigbrücke den Blumenplatz betrat, in die Augen fallen mußten, das mächtige Giebelhaus der Herberge «zur Blume», das damals die Kapelle bereits umschloß (vgl. S. 42 u. 46), sowie den massigen und hohen Salzturm, um dann, mit einem Blick nach rechts auf das Rheintörlein, zwischen Turm und Schertleinhof, und den St. Brandansbrunnen, an der «curia vetus» vorbei in die Schwanengasse einzubiegen. Von diesem alten Rathaus erzählt Theodor Zwinger, es sei im oberen Stock aus Quadersteinen, im unteren Geschoß aus Holz aufgebaut gewesen, «welche Bauart unserer Alten», wie Prof. J. J. Spreng übersetzte, «den Fremden wunderbarlich vorkam»<sup>6</sup>. Da die «Blume» erst 1590/91 abgetragen worden ist, beruht Zwingers merkwürdige Angabe auf persönlicher Beobachtung und muß, für jedermann beim Erscheinen des Buches noch nachprüfbar, den tatsächlichen Verhältnissen wohl entsprochen haben. Zweifelhaft ist jedoch, ob die von ihm gesehenen uralten Baureste wirklich vom Richthaus und nicht vielmehr von der Kapelle stammten, die jenen östlichen Teil des Gebäudeblocks einnahm, an dem Zwinger seine Reisenden vorbeiführte. Sie hatte sich bis zur Reformation im mittelalterlichen Zustand erhalten und ist erst vor 1550 baulich verändert worden, während das Richthaus, nach allen urkundlichen

Nachrichten im Mittelteil gelegen, schon um 1385 bewohnt wurde, daher mit viel weniger Wahrscheinlichkeit als die Kapelle die alten Baukonstruktionen bis 1577 bewahrt haben kann.

Nach den Grabungen, die in den Jahren 1937 und 1938 auf den benachbarten Hausplätzen am Fuße des Petersbergs vorgenommen wurden, waren alle Wohn- und Werkstätten dieses ausgesprochenen Handwerkerviertels, zum mindesten bis zum Erdbeben von 1356, in Holz konstruiert; es dürften daher auch die Kapelle und ihre Annexe von Anfang an Holzbauten gewesen sein, die erst im Mittelalter durch Ergänzungen aus Stein Erweiterung und Bereicherung erfahren haben mögen. Das ist natürlich nicht so zu verstehen, daß auf ein Erdgeschoß in Holz steinerne Obergeschosse aufgesetzt worden wären; aber es ist durchaus denkbar, daß einzelne, besonders ehrwürdige Teile des Holzbaus, z. B. das niedere Kapellenchörlein, bei späteren mehrgeschossigen Veränderungen in Steinwerk als Anbauten erhalten blieben oder aber die Wände des Block- oder Strickbaus nur teilweise mit vorgesetzten Steinverkleidungen verblendet wurden. Auf diese Weise ließe sich das von Theodor Zwinger als «verwunderlich» hervorgehobene «ingenium habitatorum» erklären. Aber auch das wäre möglich, daß in die hölzernen Umfassungswände später eingespannte Steingewölbe gemauerte, mit Quadern verkleidete Obergeschosse getragen hätten. Ähnliches ist in anderen Gegenden selbst noch in neueren Zeiten vorgekommen. So im Rathaus zu Eßlingen am Neckar, einem Fachwerkhaus des 15. Jahrhunderts, in dessen Netzwerk aus aufwendig dimensionierten, kunstvoll auf Halbholz überkämmtten eichenen Balken von einem Meister des 16. Jahrhunderts im *zweiten* Obergeschoß kühn und zuversichtlich eine weite Halle mit massiven Gewölben auf schweren Sandsteinstützen eingebaut wurde, die sich trotz Last und Druck bis in unsere Zeit erhielt <sup>7</sup>.

Ueber die *Raumgestaltung* der St. Brandanskapelle vermag vielleicht die köstliche Altartafel des Straßburger

Museums Aufschluß zu geben, auf der Konrad Witz, der Maler, am Ende seines Basler Aufenthalts während der Konzilszeit (1431—1444) eine «santa conversatione» der hl. Jungfrauen Katharina und Maria Magdalena in stimmungsvollem, dem Straßenlärm entrücktem Kirchlein dargestellt hat<sup>8</sup>. Die Liebe und Sorgfalt, mit der die beiden Frauen geschildert sind, hat die Vermutung aufkommen lassen, Konrad Witz habe in ihnen seine durch ihre Schönheit berühmte Gattin Ursula porträtiert mit seinem zweitältesten, allein am Leben gebliebenen Kinde, seiner Tochter Katharina, die später 1454 ins Steinenkloster eintrat. Und das eigenartige Interieur, der schmale, gangartige Raum, ist von Daniel Burckhardt mit dem Münsterkreuzgang in Verbindung gebracht worden. Jedoch das Charakteristische eines Kreuzgangs, sein rechtwinkliges Umbiegen an den Flügelenden, findet sich im Bilde nicht einmal angedeutet, und die Sonnenstrahlen, die über den Plattenboden spielen, dringen nicht durch die üblichen Fenster, sondern durch Arkaden in die Halle ein. Auch der Ausblick durch das Portal im Hintergrund, auf die belebte Straße mit dem Werkstattthaus, entspricht nicht der Stille des Münsterplatzes oder der vornehmen Ruhe der Rittergasse, den Domherrenkurien und Adelshöfen. Ist es gewagter, Vorbild oder Anregung zu diesem außergewöhnlichen Raumbilde in der St. Brandanskapelle zu suchen? Könnte nicht die altertümliche Altarnische, deren Sturzbalken von Holzpfosten gestützt wird, zusammen mit dem einfach-strengen Altartisch ein Rest des uralten Kirchleins sein, in dessen Holzgefügtes Langhaus in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine mehrschiffige steinerne Halle eingebaut wurde, die später neu überwölbt und schließlich im östlichen Hallenteil mit einem reichen Südportal geziert worden ist? Der Durchblick nach der Gasse scheint diese Vermutung zu stützen. Noch um 1860 stand das westliche Eckhaus der Schwanengasse in den Blumenplatz vor, und seine beiden Straßenfassaden mußten sich dem, der in der St. Brandanskapelle vor dem Altarhaus

stand und durch das geöffnete Seitenportal nach Süden schaute, ungefähr so zeigen, wie sie im Bilde festgehalten sind. Dazu die gewiß nicht absichtslos im Werkstattfenster gezeigte Ausstellung eines Künstlers, eine bemalte Altartafel und zwei Skulpturen. Während des ganzen 15. Jahrhunderts war die Gegend um den Fischmarkt, zu dem die Schwanengasse hinführte, das Künstlerviertel Basels. Hier wohnten in der «goldenen Rose» die Maler Bartolome Rutenzweig (ab 1404) und später Hans Gilgenberg (1430 bis 1483/84), im Hause «zum großen Keller» Claus Wurfler (1409—1438) und im Hause «zur Meerkatz» am Petersberg der Meister Hans Tieffenthal (1413—1423), im «Riesen» Hans Balduff (ab 1461) und im «Hirtzen» Werner Mutschler (1435—1500)<sup>9</sup>. Auch in späteren Jahrzehnten hausten noch immer die Künstler um den Fischmarkt herum. So der Maler des Jüngsten Gerichts auf der Rathaus-treppe, Hans Dyg, die Glasmaler Anthoni Glaser, der 1519/1520 die Scheiben der vorderen Ratsstube schuf, sowie die Han, Vater und Sohn, deren Familie noch bis ins 17. Jahrhundert hinein das Haus «zum Gryffenstein am Vischmarkt» besaß; oder die Goldschmiede Urs Graf und Jörg Schweiger, die Tischmacher Diebold Remmiger und Anthoni Rietmüller. Konrad Witz dagegen besaß seit 1443 das Haus «zum Pflug» an der Freien Straße, und beim Aeschentor wohnte Meister Clewin Rusch aus Tübingen, genannt Lawelin (1423 bis gegen 1450), in dessen Werkstatt Konrad Witz nach seiner Ankunft in Basel 1433 wahrscheinlich eintrat und in dessen Haus er auch seine Frau kennen gelernt haben mag, die Nichte von Lawelins Frau Anna. Welches Meisters Werkstatt im Künstlerhaus des Durchblicks auf dem Straßburger Gemälde verewigt ist, läßt sich natürlich nicht mehr feststellen; vielleicht die des Hans von Tieffenthal, des damals und noch in der Humanistenzeit berühmtesten Malers am Oberrhein, der allerdings bereits 1422 als Stadtmaler nach Schlettstadt verzogen war. Sein Haus, das er selbst mit dem Hauszeichen bemalt hatte, stand noch vor kurzem als Eckhaus

am Petersberg, war einst im Gäßchengewirr versteckt, aber dem des Bildes an Stellung, Größe und Formen recht ähnlich. Gewiß, dies alles sind nur Vermutungen; doch der Versuch, die köstliche Intimität und greifbare Realität des Tafelbildes in Straßburg mit den persönlichen und baslerischen Erinnerungen zu erklären, die Konrad Witz hineingezaubert hat, ist ebenso reizvoll wie entschuldbar. Andererseits kann des Bildes Raumkomposition kaum allein der Phantasie des Künstlers ihre Entstehung verdanken; allzusehr scheinen Aufbau und Materialien des Dargestellten besonderen Zwecken und zeitlichen Bedingungen verhaftet. Aber selbst wenn die Annahme nicht zutreffen sollte, daß Konrad Witz die Andacht der heiligen Frauen in die Kapelle am Birsig verlegt hat, vermag sein Gemälde doch eindringlich zu zeigen, wie um 1435 ein Kirchlein im Inneren sich darstellte, das wie St. Brandan jahrhundertlang um den uralten Kern immer aufs neue modisch erneuert worden ist.

Bald nach der Reformation scheint die Kapelle dem Nachbarn zu profanen Zwecken überlassen worden zu sein. Denn als 1550 Haus und Herberge «zur Blume» verkauft werden, gehört «St. Brandolfskilchen» zum Kaufobjekt, und 1577 war sie, wie Theodor Zwinger berichtet, zu Wohnzwecken umgebaut. Damit endet die mehr als tausendjährige Geschichte einer der ältesten Kultstätten Basels. Allerdings hatte das Kirchlein des fernfremden Heiligen schon viel früher seine Bedeutung verloren und bereits 120 Jahre vor der Profanation seine Tradition, einen der Mittelpunkte baslerischen Lebens zu sein, an das Gasthaus «zur Blume» abgetreten, das die nur noch still dahinträumende geweihte Halle schließlich ganz seinem weltlichen Betriebe einfügte.

Schon um 1435 ist auf einem Teil des Gebäudeblocks «zur Blume» gewirtet worden; ob dies Wirtschaftspatent aus jener Zeit stammt oder älter ist, vielleicht sogar auf das Herbergsrecht eines ehemaligen Unterkunftshauses des heidnischen Heiligtums zurückgeht, wird kaum je

festgestellt werden können. Erst fast hundert Jahre später erscheint als Bürge bei einem Zinskauf wiederum ein «Wirt zem Blumen in Basel», der Basler Bürger Peterhans Wentikum; er hatte «huse und hofstatt genant zem Blume wider das Saltzturli an sant Brandan kapelle» bereits 1417, damals noch als Schiffmann, von Junker Lienhart Pfirter, «den man nempt zur Blumen» erworben. Hans Wentikum, nach Christian Wurstisen «einer der Rächten Botten», muß ein vermöglicher, unternehmender und besonnener Mann gewesen sein, der das spätere Renommee des Gasthauses «zur Blume» begründet zu haben scheint. Als König Sigmund 1417 seinen Bundesgenossen, König Heinrich von England, mit einer Ehrengabe von 250 Fuder Wein beschenken wollte, die von Basel den Rhein hinab und über das Meer nach London verfrachtet werden sollten, gehörte Hans Wentikum zu einem der beiden Basler Konsortien, denen der König den Auftrag erteilte. Aber als die Weinschiffe, als Eigentum König Sigmunds, von Jacobäa, der Frau von Holland, und ihrem Gemahl, dem Herzog von Brabant, aufgegriffen worden waren und die noch nicht bezahlten Basler Spediteure, vor allem Hans Schreiberlein, der Sohn des Stadtschreibers Johann von Altorf, mit Genehmigung des Königs gewalttätig und auf eigene Faust sich schadlos zu halten versuchten, scheint sich Hans Wentikum von solcher «Wegelagerei kraft Rechtens» zurückgehalten zu haben.

Um 1450 bestand die Herberge «zur Blume» aus zwei Häusern, dem «domus major et minor», wird 1460 als «under den Salzkasten ober sant Brandolff gelegen» bezeichnet und 1500 folgendermaßen beschrieben: «die herberg mit hus hofstatt vor und hinden, stoß uff und an sant Brandolffs capellen und gegen den Salzkasten über gelegen und zum Blumen genannt ist.»

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts gehörte die «Blume» zu den besten Gasthäusern Basels; sie wurde zum Absteigequartier und Treffpunkt vornehmer Reisender wie der Intelligenz der Stadt und diente auch dem Rat zur Unter-

kunft und Bewirtung seiner Gäste. Procopius Rator, «der Thaboriten Heerführer in geistlichen Sachen», einer der Anführer der böhmischen Gesandtschaft zum Basler Konzil, die am 4. Jenner 1433 zu Schiff von Schaffhausen in Klein-Basel angekommen war, wohnte mit den Seinen in der Herberge «zur Blume»<sup>10</sup>. Hier lagen die «Leister» der österreichischen Stadt Laufenburg, die sich nach dem Laufenburger Zuge der vereinigten Basler, Berner und Solothurner Scharen im August 1443 in besonderer Verschreibung für die Zahlung der vereinbarten Entschädigungssumme verbürgt hatte. Als nach der Schlacht von St. Jakob die Stimmung der Bürger gegen den österreichischen Adel immer gereizter wurde, mußte der Wirt die Lauffenburger im «Stüblin zum hintern Blumen» verstecken, damit sie nicht im Hause erstochen würden<sup>11</sup>. Und die eidgenössischen Gesandten, die am 12. Juli 1501 zur Beschwörung des Bundesbriefes über den Eintritt Basels in die Eidgenossenschaft festlich in die Stadt einzogen, wurden vom Rat außer im «Storchen», im «Löwen» und im «Silberberg» auch in der «Blume» einquartiert.

Der Kampf um die lutherischen Glaubenslehren draußen im Reiche brachte der Herberge «zur Blume» zahlreiche illustre Flüchtlinge als Gäste. So kehrte Ulrich von Hutten, als er im November 1522 nach Basel kam, im Gasthof «zur Blume» ein; aber schon im Januar 1523 eilte der Ruhelose nach Mühlhausen weiter, da er sich in der Stadt, trotz des Schutzes durch den Rat, nicht sicher fühlte. Dann nahm 1548 Ritter Sebastian Schertlin von Burtenbach, von Kaiser Karl V. nach dem unglücklichen schmalkaldischen Krieg geächtet, mit zwei Söhnen und seinem Troß in der «Blume» Quartier<sup>12</sup>; für seine Frau kaufte er im gleichen Jahr ein herrschaftliches Haus gegenüber der «Blume» neben dem Salzturm, das darnach später «Schertlinshof» genannt wurde. Auch ihm gewährten die Räte ihren Schutz, haben aber, wie Peter Ryff in seiner Chronik zum Jahre 1548 erzählt «usz sinem anschlagen und angäben die grossen bollwerck neben dem

Steinenthor beiderseits uff dem berg gelegen machen und erbuwen lassen», «damit auch er den Basleren kein unwerder gast were».

Ueber den besonders regen Verkehr in den Gaststuben der «Blume» um die Mitte des 16. Jahrhunderts berichtet Johannes Gast oft und mancherlei in seinem «Diarium»<sup>13</sup>. Er war, aus Breisach gebürtig, ein eifriger Schüler des Basler Reformators Oekolampad, Helfer und dann bis 1552 Pfarrer zu St. Martin und starb in diesem Jahr an der Pest; ein aufgeschlossener, lebhafter Mann, dem es offenbar Bedürfnis war, an den Tischen der Herbergen im Kreise von Gelehrten, Geistlichen und Druckherren der Stadt, aber auch bei zugereisten Fremden Belehrung und Anregung zu finden. So speiste er «zusammen mit anderen des gelehrten Standes» 1546 mit Dudley Anglico, dem Engländer, im «Roten Ochsen» in Klein-Basel, ein andermal 1548 in der «Krone» mit dem genialen Bildhauer Hans Lyn, genannt Motschone, «der sagt, er sei der Elias». Lyn ist später vom Schultheißen Lux Ritter als Architekt seines Palastbaues nach Luzern geholt und dort 1559 wegen Häresie hingerichtet worden. Am meisten scheint Gast jedoch in der «Blume» verkehrt zu haben; er hat dann jedesmal, nicht ohne Stolz, genau notiert, mit wem er zusammengessen, aber auch, was er dabei verbrauchte. Als er am 13. Juli 1548 mit Wolfgang Musculus, der, von Augsburg vertrieben, «arges und schreckliches» zu erzählen wußte und 1549 als Professor nach Bern berufen wurde, in der «Blume» aß, gab er dafür 3 Batzen aus; und am 23. Oktober 1551 bezahlte er für eine Mahlzeit mit dem Buchdrucker Johannes Opporin, einem Sohne des Basler Malers Hans Herbst, 3 Sch., wobei beide Brot und Wein mitbrachten. Kurz vorher, am 15. Juli 1551, hatte Gast in großer Gesellschaft in der «Blume» getafelt. Da saßen in bunter Reihe neben dem Ritter Schertlin von Burtenbach und zwei «guten Männern» des Pfalzgrafen Otto Heinrich, des späteren Kurfürsten, der Luzerner Oswald Myconius, der Freund Zwinglis und seit 1532 der

Nachfolger Oekolampads als oberster Pfarrer der Stadt, Thomas Wolf, berühmt als Drucker reformatorischer Schriften, besonders des prachtvollen Nachdrucks der deutschen Lutherbibel, Sebastian Münster, «der hebräischen Sprache Lesemeister», der bekannte Kosmograph, und Schließlich Wolfgang Musculus, der von Bern herübergekommen sein mochte, sowie die beiden Professoren der Basler Universität Celio Secundo Curione, ein Italiener, und sein Freund, der Schwabe Martin Cellarius, dem, als er 1564 starb, von seiner dritten Frau im Kreuzgang des Münsters ein Epitaph errichtet worden ist. Auch von anderen Festlichkeiten im Gasthaus «zur Blume» weiß Johann Gast als Teilnehmer zu berichten, so von einem Bankett zu Ehren von sechs «Laureaten» am 12. August 1548 oder von dem Mittagmahl und Abendessen anlässlich der Hochzeit der Susanna Winter mit Jakob Grieder von Schaffhausen am 23. November 1551.

Das Haus, das so vielen und vornehmen Gästen Unterkunft zu bieten vermochte, muß groß und stattlich gewesen sein. Und in der Tat ist das Gebäude, das Sebastian Münster in seiner Ansicht von Groß- und Klein-Basel mitten auf den Blumenplatz stellt, ein behäbiger Bau, dessen hohes Satteldach zwischen gestaffelten Giebeln die verschiedenen Hausteile einheitlich zusammenfaßt. Da auf diesem Stadtbilde, das nur in Christian Wurstisens Basler Chronik von 1580 als Nachdruck erhalten blieb, das im August 1538 in Basel abgehaltene Große Gesellenschießen dargestellt ist, muß es zu diesem Fest oder bald darnach erschienen sein. Die St. Brandanskapelle war demnach schon damals auch baulich dem Gasthausbetrieb einverleibt. Denn Sebastian Münster, der nach Gasts Tagebuch zu den Gästen der «Blume» gehörte, wird das Haus, in dem er manch frohe Stunde verbrachte, sicherlich der Wirklichkeit möglichst getreu haben darstellen lassen.

Nach dem Besitzwechsel von 1550 (vgl. S. 42) scheint sich der gute Ruf der Herberge «zur Blume» nicht mehr lange haben aufrecht erhalten lassen. Der Wirt wurde

vom Unglück verfolgt, 1582 und 1583 starben ihm an der Pest zwei Kinder, und zur Instandsetzung seines baufälligen Hauses fehlten ihm die Mittel. Bereits 1587 wird Hans Mackherer, dem Wirt zur «Blume», vom Baugericht, den «Fünfern, so über die buwe gesetzt sind», aufgegeben, «die Herberge an den presthaften Orten binnen zwei Monaten zu verbessern»; und da offenbar nichts geschah, ja 1589 Haus und Herberg versessener Zinsen wegen gefrönt wurden, ist im Jahre 1590, auf eine Klage des Lohnherrn gegen Witwe und Kinder des verstorbenen Hans Mackherer, erkannt worden, «das dan gedachte Herberg alls ein buwloß huß nach brauch und herkhommen der stadt Basell und gn. H. H. nach jrem Gefallen damit zehandlen heim und zugefallen sein solle.»

Das Haus, uralt, verwinkelt und verbaut, schien nicht mehr der Erhaltung wert, in einer Zeit, da der Rat das altgewordene Antlitz seiner Stadt durch große und reiche Bauten, das Rathaus (1505—1512), die Rheinbrücke (1567), einen weiteren Werkhof, zu erneuern und zu verschönern sich bemühte und durch seinen Erlaß über baufällige Häuser von 1504 und die Reorganisation seines Fünferamts 1505 zeigte, daß er auch im Privatbau mit dem alt und schlecht gewordenen energisch aufzuräumen entschlossen war. Die Herberge «zur Blume» wurde, wohl in öffentlicher Gant, auf Abbruch verkauft und die schon immer «ringswys umb an der Allmend» gelegene Hausstelle in ganz neuzeitlichem Sinn dem Verkehr und der Allgemeinheit als «Blumenplatz» überlassen. Bereits 1591 stand das Gebäude nicht mehr; 1595 erklärte der gewesene Salzsreiber Hans Rudolf Obermeier, nach Thomas Platters Basler Häuserverzeichnis von 1610 der Besitzer des zwischen Rhein und Blumenplatz gelegenen «Schertlinshofs»<sup>14</sup>, auf eine Mahnung des Kapitels von St. Peter wegen fälliger Zinsen von der Herberge «zur Blume», er habe das Haus niedergelegt.

Nicht mehr nachweisbar ist, wann Name und Wirtschaftsrecht «zur Blume» auf das Haus in der Schwanen-

gasse übergegangen sind, das, seit 1354 «zum Angen» genannt, zwischen Fischmarkt und Blumenplatz auf der Bergseite und gegenüber dem Gasthof «zum Schwanen» gelegen war<sup>15</sup>. 1610 erwähnt Felix Platter die Herberge «zur Blume» als vorletztes Haus der Schwanengasse neben dem Orthaus «zum Dorneck», später «zum Solothurn», an dem Gäblein, das zum Gundolzbrunnen und nach St. Peter hinaufführte. Die Wirtschaft bestand bis 1821, bis sie der Wirt Rudolf Holzach, mit dem Tavernenrecht und vergrößert um das Eckhaus, an Ludwig Leibzig verkaufte, den bisherigen Beständer des Gasthauses «zum Schwanen». Da außerdem die Familie des Hans Rudolf Obermeier den ihr gehörenden «Schertlinshof» zum Gasthof «zu den Drei Königen» ausbaute, wohl auf Grund des 1590 zusammen mit dem Hause «zur Blume» erworbenen Wirtschaftspatentes, sind in zwei großen Hotels der heutigen Stadt Basel die Traditionen der uralten Blumenherberge bei St. Brandan lebendig geblieben.

Auf beiden Vogelschaubildern der Stadt Basel, die Matthaeus Merian vor 1615 und zwischen 1615 und 1648 zeichnete, ist der Blumenplatz leer. Heute beansprucht die Straße seine ganze Breite; wo Kapelle und Riehthaus, Herberge und Brunnen standen, herrscht der Verkehr, parkieren die Autos.

\* \* \*

Wie die Legende erzählt und die Tradition zu wissen glaubt, war das Leben des irischen Heiligen Brandanus außerordentlich durch Fügung, Weisheit und Frömmigkeit. Als Sohn des Finlog aus dem Geschlecht der Hua Alta und der Brigida 484 zu Fenit in der Grafschaft Kerry geboren, kam er schon früh zur hl. Einsiedlerin Ita, die ihn fünf Jahre lang nährte, und dann zum hl. Bischof Erc, der ihn unterrichtete. Nachdem er aus Engelshänden eine Klosterregel empfangen hatte, gründete er nach ihr 522 ein Kloster bei Inisquin, 555 eines bei Annagdown, 558 die Abtei Clonfert in der Grafschaft Galway und ver-

sammelte gegen 3000 Mönche um sich, die, durch den Ruf seiner Heiligkeit und Wunder bewogen, von überallher zusammenströmten «relinquentes mundum et sua». St. Patrik, der Apostel von Irland, hatte 493 auf seinem Sterbelager die Geburt Brandans vorausgesagt. Als der Heilige 577 beim Kloster Annagdown starb, sah der hl. Columba, sein Schüler, der damals fern von Irland weilte, in einer Vision, wie Engelschöre aus dem geöffneten Himmelstor St. Brandan entgezogen, um ihn in die ewige Freude einzuführen. Sein Leib wurde im Kloster Clonfert beigesetzt <sup>16</sup>.

Der hl. Abt Brandan ist Patron der Seeleute und Schiffer und wird am 16. Mai, seinem Sterbetag, gefeiert. Seine Attribute sind ein Fisch, weil auch die Fische andächtig zuhörten, als er einst bei einer Meerfahrt auf seinem Schiffe die hl. Messe las, oder eine Kerze, die sich für ihn von selbst entzündet hatte.

In Irland, aber auch in Schottland wird St. Brandan hoch verehrt. Er ist Patron der Bischofssitze von Clonfert und von Ardfert in der Grafschaft Kerry sowie der Kirche von Eassie in der schottischen Grafschaft Forfar; auch Jahrmärkte, wie der zu Banff in der Grafschaft Inverness, führen in Schottland seinen Namen. Auf Brandon Mountain, einem Berg der Grafschaft Kerry, auf dem bei einer Quelle eine Kapelle des Heiligen steht, sind noch 1868 an 20 000 Wallfahrer zusammengeströmt, ihn zu ehren.

In deutsche Kalendarien scheint St. Brandan erst ziemlich spät aufgenommen worden zu sein; sein Kult findet sich nur in Norddeutschland, im Dome zu Güstrow, wo er am Hochalter mit einer Kerze abgebildet war, und in Wittstock, wo die Bürgerschaft, sonderlich die mit Feuer arbeitenden Handwerker, 1495 nach einem Brande gelobten, alljährlich am 29. Dezember sein Fest zu begehen <sup>17</sup>. Doch hatten die Schottenmönche schon früh seine Verehrung nach Deutschland zu bringen versucht. Nicolaus von Bibra, der Kustos der dortigen Kirche, der 1281—1283 in einem satirischen Gedichte die Zustände im damaligen

Erfurt geißelte<sup>18</sup>, läßt betrunkene Schottenmönche mit den Tugenden ihres hl. Brandan renomieren: Da er Gottes Willen in allem erfüllt, sei er Christi Bruder, Schwester und Mutter nach dem Ausspruch des Herrn in den Evangelien: «Denn wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, derselbe ist mein Bruder, Schwester und Mutter» (Lutherbibel Matth. 12, 50). Auch in den oberdeutschen Passionalen, den Sammlungen von Märtyrerlegenden zur Lesung bei der Matutin des täglichen Gebetsopfers, finden sich die Legenden vom hl. Brandan nicht, dagegen in den niederdeutschen Passionaldrucken, die 1488, 1492, 1499 und 1507 in Lübeck bei Steffan Arnd erschienen sind «mit velen nyen mercklichen schonen historien»<sup>19</sup>.

Ueber den Kult des hl. Brandan in seiner Kapelle zu Basel wissen wir nichts. Aber er mag dort nicht nur als Patron der Schifflente verehrt worden sein, sondern ebenso sehr als Beschützer vor Feuer und Feuergefahr, von all den Gewerbsleuten, deren Feuerstätten rings um sein Heiligtum brannten.

Die lateinische *Legende*, die «peregrinatio saucti Brandani abbatis», erscheint als in sich geschlossenes Werk bereits im 11. Jahrhundert handschriftlich in Frankreich, war in Italien bekannt, in Deutschland und Spanien verbreitet und in die Landessprachen übertragen. Doch der abenteuerliche Stoff reizte zu neuer, ausführlicherer Verarbeitung. So entstand gegen Ende des 12. Jahrhunderts, wahrscheinlich am Niederrhein, ein mitteldeutsches, weit ausgesponnenes *Gedicht* «Von sente Brandan», das zuerst und wohl bald nach seinem Erscheinen ins Niederländische übersetzt worden ist. Außerdem finden sich einzelne Episoden der deutschen Dichtung, zum Teil in anderer Fassung, im Gedicht vom «Wartburgkrieg», das um 1200 spielt, aber erst ein halbes Jahrhundert später entstand<sup>20</sup>. Ist die alte fromme Erzählung ein nationales mythologisches Epos, durchsetzt mit christlichen Elementen und mönchischen Bräuchen, in dem, in der irischen See als Schauplatz allen Geschehens, germanische und keltische

Mythen wie irische Sagen mit Hölle, Fegfeuer und Paradies in Verbindung gebracht werden, atmen die späteren deutschen Bearbeitungen den Geist der fahrenden Sängers aus den Zeiten der Kreuzzüge. Die Bühne weitet sich, spannend und staunenerregend müssen alle Ereignisse sein, ungeheuer die Taten, seltsam groß und fürchterlich ihre Vollbringer, nie geschaut die Länder und Meere und deren Bewohner, kolossal und von unvorstellbarer Pracht die Tempel und Burgen. So entsteht aus der Legende von der Seefahrt des hl. Brandan eine vollkommene Enzyklopädie aller im 12. Jahrhundert bekannten und beliebten Wundermärchen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts fand dieser, in seiner Phantastik unerreichte und immer wieder fesselnde Stoff eine nochmalige Verarbeitung in Prosa zu einem *Volksbuch*, das bis zum Jahre 1521 nicht weniger als dreizehnmal in Augsburg, Basel, Ulm und Straßburg gedruckt worden ist.

Der *Inhalt* der wunderbaren Erzählungen, der sich wandelt und steigert, kann hier nur kurz angedeutet werden. Schon die Veranlassung der Fahrt ist außerordentlich. In der Legende wird der hl. Brandan durch den Bericht des hl. Barinthus, dem es vergönnt war, die «insula deliciosa» zu sehen, zur Reise veranlaßt. Nach siebenjährigen Irrfahrten findet er die «terra repromissionis» und kehrt dann nach Irland zurück. Im *deutschen* Gedicht entsetzt sich der hl. Brandan so sehr über die offenbar lügenhaften Erzählungen eines Buches, daß er es, dem Dichter fluchend, verbrennt. Da vernimmt er die Stimme des Herrn, der ihm gebietet, neun Jahre lang die Meere zu durchfahren, damit er all das, was er kleingläubig abgelehnt, mit eigenen Augen sehe und zum Gedächtnis niederschreibe. Erst als das verbrannte Buch durch das seiner Erlebnisse gewissermaßen ersetzt war, erlangte er Vergebung und durfte zurückkehren. Wieder etwas anders ist die Darstellung im «*Wartburgkrieg*». Hier hat ein Engel St. Brandan das Buch gebracht, das er verbrennt, weil er die Wahrhaftigkeit der Erzählungen bezweifelt, worauf

Gott ihm auferlegt, das Buch wieder herbeizuschaffen. Nach abenteuerlicher Fahrt durch Hölle, Erde und Meere wird ihm verziehen und ein Zeichen gegeben: Zwei Feuer, die aufgehen würden, seien die Augen eines Ochsen, auf dessen Zunge er das Buch wiederfinde. Und so geschah es. Das wunderbare Buch brachte Uranias, einer der Gefährten, nach Schottland, der Heilige selbst kehrte nicht zurück.

Auf der Fahrt selbst häufen sich Gefahren und Wunder. St. Brandan und seine Mönche entgehen dem Klebermeer und dem Magnetberg, begegnen dem Jasconius, dem Walfisch, auf dessen Rücken ein Wald wächst, besuchen die Insel der Schmiede und die «*insula anachoritarum*», deren Bewohner von gottgesandter Speise sich nähren. Sie finden einen heiligen Menschen, der auf einem Fels im Meere sitzt, einen anderen, der im Meere schwebt, und Judas Ischariot, der, tagsüber schrecklicher Hitze und fürchterlicher Kälte ausgesetzt, des Nachts im Höllenfeuer leiden muß. Sie zittern vor Teufeln, Greifen und Sirenen, kommen durch die Fegfeuer mit glühenden Vögeln zu dem «*guten Erdteil*», das, dem Paradiese gleich, den mit Luzifer verstoßenen Engeln zur Wohnung dient, fahren vier Wochen lang auf einem Fisch, der sich in den Schwanz beißt, im Kreise herum, hören eine unsichtbare Stadt und werden durch gewaltige Sturzwellen in die Luft gehoben. Schließlich gelingt es ihnen, mit Hilfe eines Zwerges und eines guten Mannes das Paradies zu betreten und dann zurückzukehren. St. Brandan legt das Buch, in das er während der Reise die Wunder alle getreulich aufgeschrieben, im Kloster auf dem Marienaltar nieder und folgt, nach einer andächtigen Messe, dem Rufe Gottes «*Brandon wann du nun willst so kum zuo mir.*»

Der phantastischen Wunder Menge und außerordentliche Art sicherten der Legende und allen ihren Bearbeitungen einen staunenden Leserkreis bis weit in das 16. Jahrhundert hinein. Und als Ludwig Theoboul-Kosegarten 1804 die christlichen Legenden sammelte und übertrug,

48ye namen die t̄ffel sant Brandō eynē  
 brüder der den pferdes zowm gestolen  
 het. das was yn a l̄ngar leyd



Der Teufel entführt St. Brandan während seiner Meerfahrt einen seiner Brüder, der aus der Halle „des guten Erdteils“ einen goldenen Pferdezaum gestohlen hatte. — Nach dem Bamberger Exemplar (Fol. 11v) des in Basel illustrierten und 1491 gedruckten Volksbuches „Von sand Brandon“.

hat auch er in einem Anhang die nie ganz vergessenen «Irrfahrten des heiligen Brandanus, eine Mönchs-Odyssee», beigelegt. Damals, in den Zeiten der Romantik, war es das Wunderbare, das vor allem fesselte, früher das Ziel der Fahrt durch die Schrecknisse des Ozeans. Denn der hl. Brandan suchte und fand jene ewig ersehnten und stets gesuchten Gestade immerwährenden Frühlings und Herbstes, wo ewiges Licht herrscht und alle irdischen Beschwerden unbekannt sind, das Eiland der Seelen, das Totenreich der Kelten und Germanen, Elysium und Atlantis für Griechen und Römer, die «terra repromissionis sanctorum» der Mönche, das Paradies und neue Jerusalem, im Märchen das Schlaraffenland. Und so unerschütterlich war der Glaube an die Wahrhaftigkeit der Legende, daß immer wieder auf den Weltkarten und Erdgloben wie in den Kosmographien die «fortunatae insulae Brantani» eingezeichnet und genannt wurden, daß stets aufs neue, zuletzt nochmal im Jahre 1721 vom Statthalter der Canarien Don Juan Mur, Expeditionen ausgesandt worden sind, die glückseligen Inseln zu finden <sup>21</sup>.

Andererseits hat es nie an Zweiflern gefehlt. Schon der gelehrte Dominikanermönch Vincenz von Beauvais (Vincencius Bellovacensis † 1262) lehnte die Erzählung von den Irrfahrten des hl. Brandan als «apokryphen Wahnsinn» ab, als er 1244—1250 sein «Speculum historiale» verfaßte, das, als Teil einer umfassenden Enzyklopädie, jahrhundertlang das Kompendium alles historischen Wissens war und noch 1481 bei Johannes Amerbach in Basel im Druck erschien. Unter Berufung auf sein abfälliges Urteil haben später auch die Rollandisten die «peregrinatio S. Brandani» in die «Acta Sanctorum», ihr gewaltiges kritisches Werk über die Leben der Heiligen, nicht aufgenommen.

Gleichwohl scheint es fast, als wäre doch nicht alles phantastische Erfindung. Es ist sicher, daß irische Mönche, die sich auf der Inselgruppe um Faröer nördlich von Schottland niedergelassen hatten, seit 795 auch das bis

dahin völlig unbesiedelte Island als Einsiedler bewohnten<sup>22</sup> und daß die Normannen, nach ihren Sagas von Erich dem Roten, von den Grönländern und von Thorfinn Karlsefni, um das Jahr 1000 nicht nur Grönland, sondern auch die Ostküste Nordamerikas entdeckten. Die Länder, die sie dort fanden, nannten sie «Heluland», «Markland» und «Weinland»; darunter vermutet man Neufundland, Neuschottland und Massachusetts mit Rhode-Island, und die Auffindung des «Inscription rock» am Tounton River mit einer Inschrift Thorfinns macht die Wahrscheinlichkeit dieser geographischen Fixierungen fast zur Gewißheit<sup>23</sup>.

Erich der Rote war ausgezogen, das Land zu finden, das vor ihm Ulf Krakas Sohn Gunnbjörn in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts gesehen hatte. Es wäre wohl möglich, daß auch Gunnbjörn, durch noch ältere Ueberlieferungen bestimmt, seine Fahrt unternahm und daß bereits im 6. Jahrhundert irische Mönche auf der Suche nach vollkommener Einsamkeit den später von den Normannen wiedergefundenen und dann abermals verloren gegangenen Seeweg nach Nordamerika entdeckten. Die «peregrinatio S. Brandani» wäre dann die phantastisch ausgestaltete Schilderung ihrer waghalsigen Reisen durch das nordische Meer, vorbei an den Inseln der Anachoreten, und die Erzählung der Legende, daß St. Brandan selbst sieben Jahre lang als Einsiedler am Eingang der Bucht von New Port im Staate Massachusetts gelebt habe, eine Bestätigung des eigentlichen Zwecks seiner abenteuerlichen Entdeckungsfahrt.

Die Erzählungen von den Wundererlebnissen des hl. Brandan sind zweimal in *Basel* als Drucke veröffentlicht worden. Einmal in den Nachdrucken des zuletzt 1507 bei Steffan Arnd in Lübeck erschienenen niederdeutschen Passionals (vgl. S. 50), die 1511 und 1517 «dorch dat Beuel Adam Petri Bõrger der Stadt Basel» vorgenommen worden sind<sup>24</sup>. Da dem oberrheinischen Setzer und Korrektor das Niederdeutsche nicht geläufig war, blieben Sprach-

fehler stehen, die Karl F. A. Scheller zu der Bemerkung veranlaßten, es hätten offenbar die Verlagsbuchhandlungen, «die sich mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts zu bilden anfangen», dort drucken lassen «wo es am wohlfeilsten geschehen konnte». Dem war in der Tat so und die Stadt Basel als Druckort damals weit berühmt. Von überallher, von geistlichen und weltlichen Behörden wie von Verlegern, erhielten die Basler Druckerherren umfangreiche Aufträge; für viele Bistümer Deutschlands, so für Köln, Trier und Utrecht, stellten sie Missale und Breviere her und bis nach England exportierten sie ihre Bücher. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, daß auch der Auftrag zum Druck eines niederdeutschen Passional nach Basel und an Adam Petri vergeben wurde, der die Tradition des Druckes deutscher Bücher, wie sie bereits Michael Furter am Ende des 15. Jahrhunderts gepflegt hatte, mit Erfolg weiterführte. Möglich, daß die Karthäuser in Klein-Basel, die in steten und lebhaften Beziehungen zum Niederrhein standen, den Auftrag vermittelten, die Offizin empfahlen.

Weit interessanter ist der Basler Druck des erstmals um 1475—1479 von Anton Sorg in Augsburg in drei Auflagen herausgegebenen Volksbuches «Von sand Brandon ein hübsch lieblich lesen, was er wunders auf dem mör erfahren hat»; er erschien am Samstag vor S. Mathis [19. Februar] 1491 wahrscheinlich bei Michael Furter und ist nur noch in zwei Exemplaren bekannt, von denen das eine im British Museum in London (A—E 6), das andere in der staatlichen Bibliothek zu Bamberg (G W 5005) aufbewahrt wird<sup>25</sup>. Das Buch in Quartformat besteht aus 29 Blättern mit 21 Holzschnitten, einem Frontispiz (109×94 mm) und 20 Bildern (120×83 mm), von denen zwei wiederkehren; im Bamberger Exemplar sind auf sieben Darstellungen die Kutten der Mönche schwarz getuscht, in dem in London alle von einer Hand des 16. oder 17. Jahrhunderts koloriert.

Die 20 Bilder mit Schilderungen der Fahrt und ihrer

Hye Beegnet sant Brandon vnd synen  
Brüderne in Syren off dem mör die sang  
also süß das sy all entschlieffen.



St. Brandon und seine Brüder beegnen auf ihrer Meerfahrt einer Sirene, die sie durch ihren Gesang einschläfert. — Nach dem Bamberger Exemplar (Fol. 14v) des in Basel illustrierten und 1491 gedruckten Volksbuches „Von sand Brandon“.

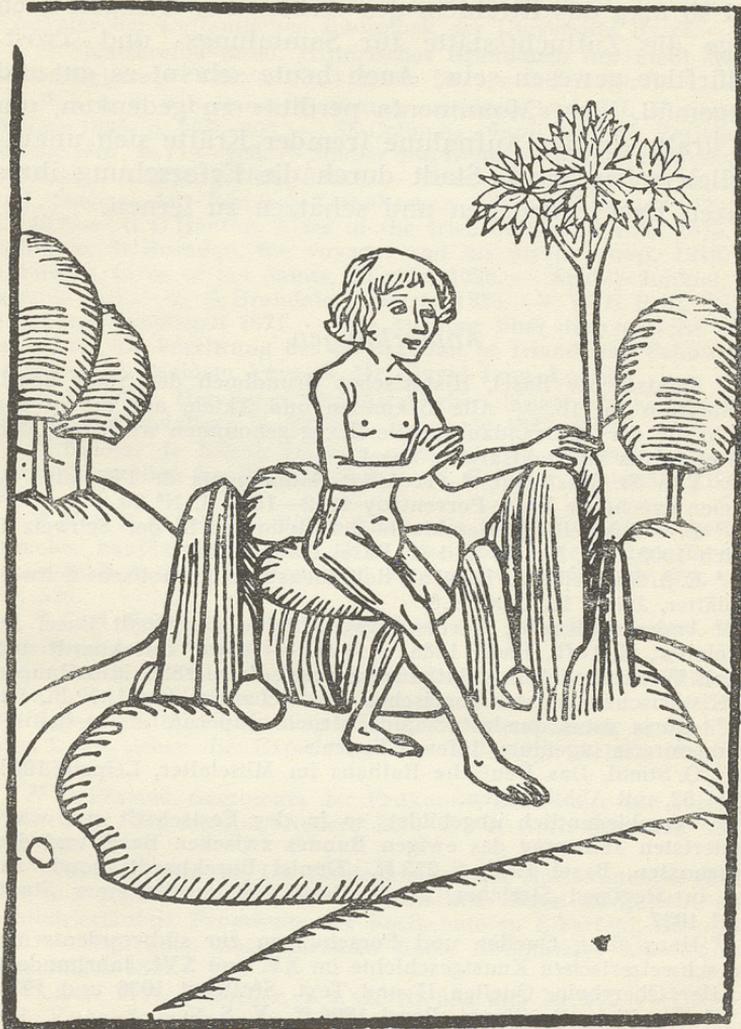
Wunder, in Größe, Format und kräftigem Schnitt von fast monumentaler Ruhe und Gleichartigkeit, stehen in ausgesprochenem Gegensatz zu der Art der Illustrationen in den Augsburger und späteren Ulmer Drucken desselben Volksbuches<sup>26</sup>. Zweifellos gehen alle auf ältere Darstellungen des Stoffes zurück; aber in ganz unterschiedlicher Art haben die schwäbischen und der Basler Zeichner ihre Vorlage vereinfacht und umgestaltet. Während zu Basel das seitenfüllende Hochformat herrscht, mit zwei bis drei erläuternden Zeilen darüber, findet sich dort nur das Querformat; legt man in Basel das Schwergewicht auf das Figürliche, dann in Schwaben auf Erzählung und Landschaft; zeichnet man dort malerischer, dann am Oberrhein plastischer. Das sichere Empfinden des Basler Illustrators, daß das Buchbild weniger große als vor allem schmückende Kunst sein muß, führt ihn zu Vereinfachung und linearer Schärfe, zu symmetrischer und ornamentaler Anordnung, zur Gruppierung gegenüber der Einzelperson. Oft füllt die Hauptfigur allein den Raum, immer beeinflußt ihre Typik die Darstellung der Umgebung, der Wellen des Meeres, der Bodenerhebungen, der Bäume mit sternförmigen Blattbüscheln oder am Rande gestrichelten Kegelformen, der seltenen Architekturen. «Der tiefere Grund für dieses Hervortreten der Gestalt liegt nach Arnold Pfisters scharfsichtigen Untersuchungen im rein städtischen Milieu, in dem dadurch angeregten psychologischen Vergnügen von seltener Schärfe und endlich in dem religiösen Zug, welcher die Figur als Träger des geistlichen Inhalts heraushebt»<sup>27</sup>.

So sind die Holzschnittfolgen der Brandan-Drucke aufschlußgebend über die lokale Illustrationskunst der damaligen Zeit, die der Basler Ausgabe außerdem nicht unwichtig für die Schätzung baslerischen Kunstempfindens und die Erkenntnis baslerischen Wesens.

\*            \*            \*

St. Brandan, der Heilige der Iren und von fremden Männern nach Basel gebracht, hat schon früh anderen,

4 Wie kamen sy zü eynem heiligen  
menschen der saß vff eynem felsen  
inn dem mör.



St. Brandan und seine Gefährten finden auf ihrer Seefahrt einen „heiligen Menschen“, sitzend auf einem Felsen im Meer. — Nach dem Bamberger Exemplar (Fol. 7v) des in Basel illustrierten und 1491 gedruckten Volksbuches „Von sand Brandon“.

der römisch-katholischen Kirche nächstehenden Patronen und Fürsprechern Platz machen müssen. Aber was der Basler einmal zum Seinen gemacht, hält er mit Treue fest; und so mag das Kirchlein des verlassenen Heiligen noch lange die Zufluchtsstätte für Sammlungs- und Trostbedürftige gewesen sein. Auch heute scheint es gut und zeitgemäß, der «*Monumenta perdita*» zu gedenken, um die uralte, in der Aufnahme fremder Kräfte sich unaufhörlich erfrischende Stadt durch die Erforschung ihres ganzen Erbes verstehen und schätzen zu lernen.

### Anmerkungen.

<sup>1</sup> Staatsarchiv Basel, Historisches Grundbuch der Stadt Basel, Blumenrain 1a, 1b. — Alle Urkunden und Akten, auf die in der Geschichte der St. Brandanskapelle Bezug genommen wird, befinden sich ebenfalls im Staatsarchiv Basel.

<sup>2</sup> Vita St. Eustachii, J. Trouillat, Monuments de l'Histoire de l'ancien évêché de Bâle, Porrentruy 1852—1867, I, N<sup>o</sup> 26.

<sup>3</sup> E. A. Stüchelberg, Geschichte der Reliquien in der Schweiz I, Zürich 1902, S. 3, Nr. 15, und II, Basel 1908, S. 182.

<sup>4</sup> E. A. Stüchelberg, Basel als Reliquienstätte. Katholische Schweizerblätter, Jahrg. 16, 1900, S. 8.

<sup>5</sup> Andreas Heusler, Verfassungsgeschichte der Stadt Basel im Mittelalter, II. Aufl., Basel 1888, S. 99 ff. — Albert Burckhardt und Rudolf Wackernagel, Das Rathaus zu Basel, Basel 1886. Mitteilungen der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel, N. F., III.

<sup>6</sup> «*Curia vetus quadrato lapide structa superné, et, ut habitatorum mireris ingenium, inferné lignea.*»

<sup>7</sup> O. Stiehl, Das Deutsche Rathaus im Mittelalter, Leipzig 1905, S. 59—62, mit Abbildungen.

<sup>8</sup> Verschiedentlich abgebildet, so in der Festschrift zum vierhundertsten Jahrestag des ewigen Bundes zwischen Basel und den Eidgenossen, Basel 1901, S. 273 ff. (Daniel Burckhardt) sowie zuletzt in Siegfried Streicher, Basel, Geist und Antlitz einer Stadt, Basel 1937.

<sup>9</sup> Hans Rott, Quellen und Forschungen zur südwestdeutschen und schweizerischen Kunstgeschichte im XV. und XVI. Jahrhundert. III. Der Oberrhein, Quellen II und Text, Stuttgart 1936 und 1938.

<sup>10</sup> Concilium Basiliense, Basel 1896 ff., V, S. 35.

<sup>11</sup> F. A. Stocker, Basler Stadtbilder, Alte Häuser und Geschichten, Basel 1890, S. 129.

<sup>12</sup> Rudolf Thommen, Sebastian Schertlin in Basel, Basler Jahrbuch 1897, S. 226—263.

<sup>13</sup> Gast's Tagebuch, in Auszügen behandelt von Tryphius. Uebersetzt und erläutert von Buxtorf-Falkeisen, Basel 1856. — Ueber Gasts Lebensdaten vgl. Karl Gauß, Basilea Reformata, Basel 1930, Seite 72.

<sup>14</sup> Felix Platter, Beschreibung der Stadt Basel, Zusätze im Exemplar der Oeffentlichen Bibliothek der Universität Basel.

<sup>15</sup> Staatsarchiv Basel, Historisches Grundbuch der Stadt Basel, Schwanengasse = Teil von Nr. 4 neben Nr. 6 und Teil von Nr. 4, Ecke.

<sup>16</sup> Acta S. S. Bolland. St. Brandanus: Maii tom. III, Parisiis et Romae 1866, p. 596—600. — St. Columba: Junii tom. II, Parisiis et Romae 1867, p. 179—233. — Stadler und Heim, Vollständiges Heiligen-Lexikon I, Augsburg 1858, S. 511. — Franz von Sales Doyé, Heilige und Seelige der Römisch-Katholischen Kirche, Leipzig 1929, I, S. 146 f. — G. O'Hanton, Lives of the Irish Saints, 10 vols. 1875. — J. Wilkie, St. Brandan, the voyager and his mystic quest, 1916. — A. Buttler, Lives of the Saints, 10 vols. 1926. — Achille Jubinal, La legende latine de S. Brandaines, Paris 1836. — W. G. Brill, Sante Brandane, Groningen 1871. — Die Angaben über die englische Literatur und die Verehrung des hl. Brandan in Irland und Schottland verdanke ich meinem Freunde Mr. David Low, London.

<sup>17</sup> H. Otte, Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie des deutschen Mittelalters, V. Auflage, I, Leipzig 1883, S. 563.

<sup>18</sup> Nicolai de Bibera Carmen satiricum, ed. Theobald Fischer, Geschichtsquellen der Provinz Sachsen, I. Erfurter Denkmäler, Halle 1870.

<sup>19</sup> Karl F. A. Scheller, Bücherkunde der Sassisch-Niederdeutschen Sprache, hauptsächlich nach den Schriftdenkmälern der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, Braunschweig 1826, Nr. 432, 447, 486, 530.

<sup>20</sup> Carl Schröder, Sanct Brandan, ein lateinischer und drei deutsche Texte, Erlangen 1871.

<sup>21</sup> Ueber das Vorkommen der «insula Brandani» auf Weltkarten und Globen vgl. Oskar Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Stuttgart-Augsburg 1858, S. 38, Anm. 1 und 2, sowie S. 39, Anm. 1. — Ueber die Expedition von 1721, vgl. Achille Jubinal, p. XVIII.

<sup>22</sup> O. Peschel, Geschichte der Erdkunde, Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, Neuere Zeit, IV, II. Aufl. München 1877, Seite 82.

<sup>23</sup> Adolf Brennecke, Die Entdeckungen der Normannen in Grönland und Amerika nach den altnordischen Sagen dargestellt und sachlich erläutert. Programm der Realschule zu Elberfeld, Elberfeld 1882. — Vgl. auch Karl Christian Rafn, Antiquitates Americanae, Kopenhagen 1837.

<sup>24</sup> Karl F. A. Schneller, a. a. O., Nr. 553 und Nr. 572. — Ludwig Suhl, Verzeichnis der von 1500—1520 gedruckten, auf der öffentlichen Bibliothek zu Lübeck befindlichen Schriften, zuerst gesammelt und herausgegeben von J. G. Gesner, Lübeck 1873, S. 35, Nr. 467 und S. 68, Nr. 627.

<sup>25</sup> Gesamtkatalog der Wiegendrucke Nr. 5005.

<sup>26</sup> Vgl. W. L. Schreiber, *Manuel de l'amateur de la Gravure sur bois et sur metal au XVe siècle*. Tome V, Leipzig 1910, p. 121—123: Augsburgische Drucke Nr. 3533, Basler Druck Nr. 3534. — Abbildungen der Illustrationen der Augsburgischen und Ulmer Drucke in Albert Schramm, *Der Bilderschmuck der Frühdrucke*, Bd. IV, Leipzig 1921, S. 9, Taf. 30—32, Nr. 224—241: Die Drucke von Anton Sorg in Augsburg; Bd. V, Leipzig 1923, S. 16, Taf. 85 und 86, Nr. 454 bis 471: Die Drucke von Johann Zainer in Ulm.

<sup>27</sup> Für die vorstehenden Ausführungen waren die Hinweise grundlegend, die ich von den Herren Dr. Hans Koegler und Dr. Arnold Pfister erhielt; ich danke beiden Herren auch hier bestens für Ihre bereitwillige Unterstützung. — Ueber die Holzschnitte der Basler Wiegendrucke orientiert ausgezeichnet die vor kurzem erschienene Arbeit von Dr. Arnold Pfister «Das deutsche *Speculum humanae salvationis* (Spiegel menschlicher Behaltnis), Basel Bernhard Richel 1476, und der frühe Basler Inkunabelholzschnitt», Basel 1937. Auch die Ergebnisse dieser Untersuchungen durfte ich mit Gewinn benutzen.

---